

Sigmund-Freud-Gesamtausgabe

Band 11

1907–1909

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE  
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Sigmund Freud

# Gesamtausgabe

Band 11  
1907–1909

Herausgegeben von Christfried Tögel  
unter Mitarbeit von Urban Zerfaß

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2018 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

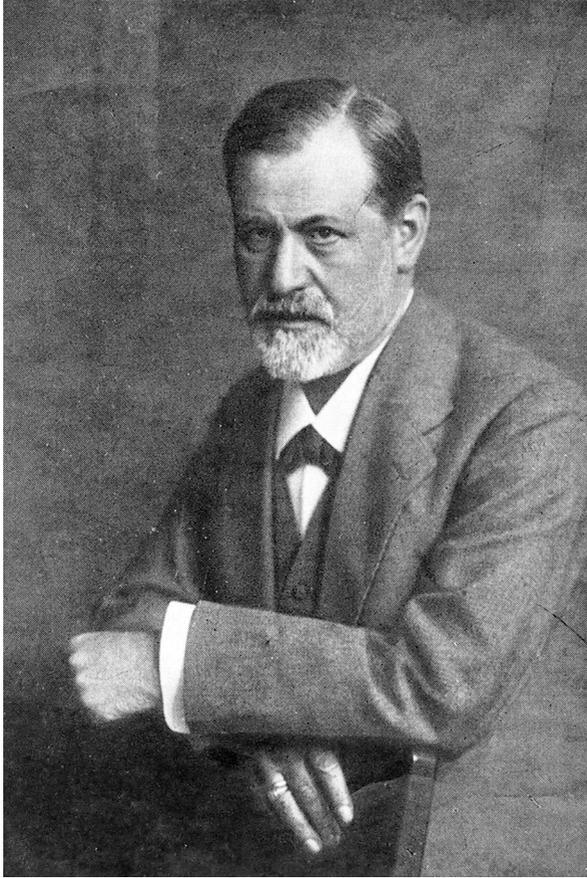
Umschlaggestaltung & Innenlayout

nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-8379-2411-4



*Abb. 1: Sigmund Freud 1909*



# Inhalt

Zu diesem Band	9
Abkürzungen	11
1907-01 Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“	13
1907-02 Anzeige der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“	89
1907-03 Zwangshandlungen und Religionsübung	93
1907-04 Zur sexuellen Aufklärung der Kinder. Offener Brief an Dr. M. Fürst	105
1907-05 Zur Psychopathologie des Alltagslebens [2. Auflage]	115
1908-01 Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität	117
1908-02 Charakter und Analerotik	127
1908-03 Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität	135
1908-04 Über infantile Sexualtheorien	157
1908-05 Der Dichter und das Phantasieren	173

1908-06	Vorwort zu Stekel: Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung	185
1908-07	Anzeige der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“	189
1908-08	Freud, Sigmund [autobiografischer Artikel]	193
1908-09	Freud, Sigmund [autobiografischer Artikel]	197
1909-01	Allgemeines über den hysterischen Anfall	201
1909-02	Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben	209
1909-03	Der Familienroman der Neurotiker	325
1909-04	Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose	331
1909-05	Studien über Hysterie [2. Auflage]	403
1909-06	Die Traumdeutung [2. Auflage]	405
	Konkordanz	407
	Abbildungen	409
	Literatur	411
	Personenregister	413
	Sachregister	417

# 1907-01

## Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“

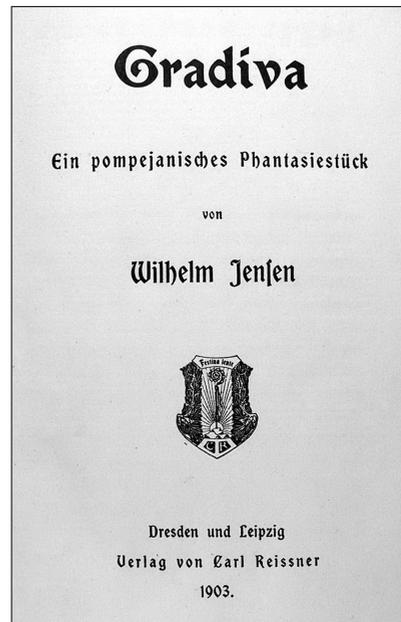
Erstveröffentlichung:

Freud, Sigmund (1907): *Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“*. Schriften zur angewandten Seelenkunde, Heft 1. Leipzig und Wien: Hugo Heller & Cie.

Wilhelm Jensen (1837–1911) war ein norddeutscher, zu seinen Lebzeiten vielgelesener Dichter. Ab 1888 lebte er in München und besaß ein Sommerhaus bei Prien am Chiemsee. 1903 erschien seine Novelle *Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück*.

Wilhelm Stekel schrieb kurz nach ihrem Erscheinen am 20. März 1903 (Näf, 2000, S. 62) an Wilhelm Jensen und hatte ihn gefragt, „ob er die Traumdeutung von Freud kenne und erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben, das besagt, er habe keine Ahnung von einer Traumdeutung und habe sich die Geschichte aus den Fingern gesogen“ (Stekel, 1912, S. 14).

Auf diese Anfrage Stekels bezieht sich Freud, wenn er gegen Ende



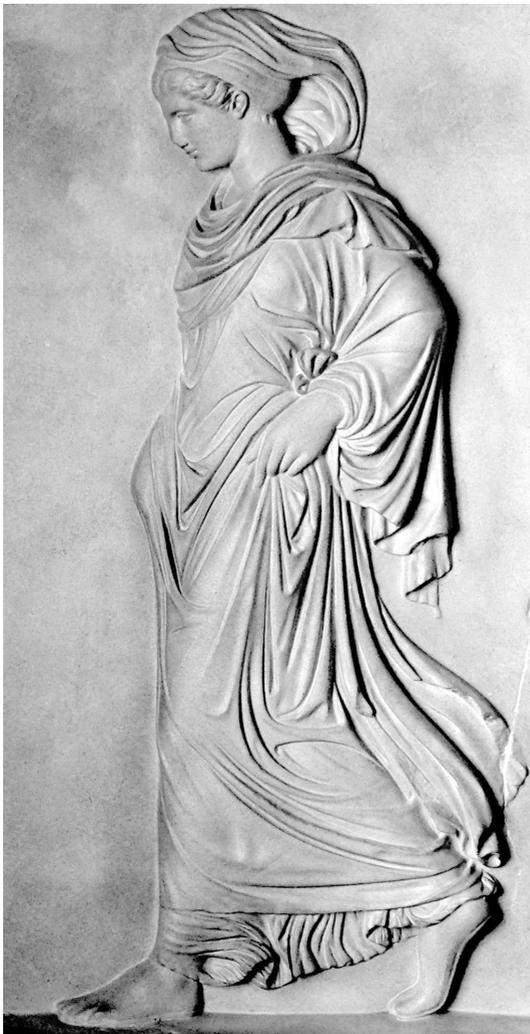


Abb. 2: *Gravida* (Vatikanische Museen)

seiner Schrift bemerkt: „Einer aus dem Kreise<sup>1</sup>, der [...] an den Träumen in der ‚Gravida‘ und deren möglichen Deutung Interesse nahm, wandte sich an den Dichter mit der direkten Anfrage, ob ihm von den so ähnlichen Theorien in der Wissenschaft etwas bekannt worden sei“ (S. 79 der Originalpaginierung).

Freud besorgte sich die Novelle Jensens (Davies & Fichtner, 2006), beschäftigte sich einige Zeit mit ihr und begann im Sommer 1906 während seines Aufenthalts in Lavarone mit der Niederschrift des Manuskripts (Gaddini, 1979). Anfang Mai 1907<sup>2</sup> erschien Freuds Arbeit. Freud schickte sie sofort an Jensen und es entspann sich ein kurzer Briefwechsel zwischen

<sup>1</sup> Freud meint hier die 1902 gegründete „Psychologische Mittwoch-Gesellschaft“, der Stekel angehörte.

<sup>2</sup> Freud hat sein eigenes Exemplar mit dem Besitzvermerk „Dr Freud 8.5.07“ versehen [FML].



ihm und dem Dichter (Freud, 2012d; Schlagmann, 2012).

Als Freud im gleichen Jahr während einer Romreise die Vatikanischen Museen besuchte, entdeckte er dort einen Teil der römischen Kopie der *Gradiva* (Freud, 2002b, S. 233f.). Zwei Teile der Kopie des griechischen Originals befinden sich in den Vatikanischen Museen in Rom und ein Teil in den Uffizien in Florenz (Picozzi, 2013, S. 146f.)

Einen Gipsabguss vom ersten Teil hing Freud in seinem Behandlungs- und später in seinem Arbeitszimmer auf.



# Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“

von  
Prof. Dr. Sigm. Freud  
Wien

## I.

In einem Kreise von Männern, denen es als ausgemacht gilt, daß die wesentlichsten Rätsel des Traumes durch die Bemühung des Verfassers<sup>1</sup> gelöst worden sind, erwachte eines Tages die Neugierde, sich um jene Träume zu kümmern, die überhaupt niemals geträumt worden, die von Dichtern geschaffen und erfundenen Personen im Zusammenhange einer Erzählung beigelegt werden. Der Vorschlag, diese Gattung von Träumen einer Untersuchung zu unterziehen, mochte müßig und befremdend erscheinen; von einer Seite her konnte man ihn als berechtigt hinstellen. Es wird ja keineswegs allgemein geglaubt, daß der Traum etwas Sinnvolles und Deutbares ist. Die Wissenschaft und die Mehrzahl der Gebildeten lächeln, wenn man ihnen die Aufgabe einer Traumdeutung stellt; nur das am Aberglauben hängende Volk, das hierin die Überzeugungen des Altertums fortsetzt, will von der Deutbarkeit der Träume nicht ablassen, und der Verfasser der Traumdeutung hat es gewagt, gegen den Einspruch der gestrengen Wissenschaft Partei für die Alten und für den Aberglauben zu nehmen. Er ist allerdings weit davon entfernt, im Traume eine Ankündigung der Zukunft anzuerkennen, nach deren Enthüllung der Mensch seit jeher mit allen unerlaubten Mitteln vergeblich strebt. Aber völlig konnte auch er nicht die Beziehung des Traumes zur Zukunft verwerfen, denn nach Vollendung einer mühseligen Übersetzungsarbeit erwies sich ihm der Traum als ein e r f ü l l t dargestellter W u n s c h des Träumers, und wer

---

<sup>1</sup> Freud, Die Traumdeutung 1900.

könnte bestreiten, daß Wünsche sich vorwiegend der Zukunft zuzuwenden pflegen.

Ich sagte eben: der Traum sei ein erfüllter Wunsch. Wer sich nicht scheut, ein schwieriges Buch durchzuarbeiten, wer **[2]** nicht fordert, daß ein verwickeltes Problem zur Schonung seiner Bemühung und auf Kosten von Treue und Wahrheit ihm als leicht und einfach vorgehalten werde, der mag in der erwähnten „Traumdeutung“ den weitläufigen Beweis für diesen Satz aufsuchen und bis dahin die ihm sicherlich aufsteigenden Einwendungen gegen die Gleichstellung von Traum und Wunscherfüllung zur Seite drängen.

Aber wir haben weit vorgegriffen. Es handelt sich noch gar nicht darum, festzustellen, ob der Sinn eines Traumes in jedem Falle durch einen erfüllten Wunsch wiederzugeben sei, oder nicht auch ebenso häufig durch eine ängstliche Erwartung, einen Vorsatz, eine Überlegung u. s. w. Vielmehr steht erst in Frage, ob der Traum überhaupt einen Sinn habe, ob man ihm den Wert eines seelischen Vorganges zugestehen solle. Die Wissenschaft antwortet mit Nein, sie erklärt das Träumen für einen bloß physiologischen Vorgang, hinter dem man also Sinn, Bedeutung, Absicht nicht zu suchen brauche. Körperliche Reize spielten während des Schlafes auf dem seelischen Instrument und brächten so bald diese, bald jene der alles seelischen Zusammenhaltes beraubten Vorstellungen zum Bewußtsein. Die Träume wären nur Zuckungen, nicht aber Ausdrucksbewegungen des Seelenlebens vergleichbar.

In diesem Streite über die Würdigung des Traumes scheinen nun die Dichter auf derselben Seite zu stehen wie die Alten, wie das abergläubische Volk und wie der Verfasser der „Traumdeutung“. Denn wenn sie die von ihrer Phantasie gestalteten Personen träumen lassen, so folgen sie der alltäglichen Erfahrung, daß das Denken und Fühlen der Menschen sich in den Schlaf hinein fortsetzt, und suchen nichts anderes, als die Seelenzustände ihrer Helden durch deren Träume zu schildern. Wertvolle Bundesgenossen sind aber die Dichter und ihr Zeugnis ist hoch anzuschlagen, denn sie pflegen eine Menge von Dingen zwischen Himmel und Erde zu wissen, von denen sich unsere Schulweisheit noch nichts träumen läßt. In der Seelenkunde gar sind sie uns Alltagsmenschen weit voraus, weil sie da aus Quellen schöpfen, welche wir noch nicht für die Wissenschaft erschlossen haben. Wäre diese Parteinahme der Dichter für die sinnvolle Natur der **[3]** Träume nur unzweideutiger! Eine schärfere Kritik könnte ja einwenden, der Dichter nehme

weder für noch gegen die psychische Bedeutung des einzelnen Traumes Partei; er begnüge sich zu zeigen, wie die schlafende Seele unter den Erregungen aufzuckt, die als Ausläufer des Wachlebens in ihr kräftig verblieben sind.

Unser Interesse für die Art, wie sich die Dichter des Traumes bedienen, ist indes auch durch diese Ernüchterung nicht gedämpft. Wenn uns die Untersuchung auch nichts Neues über das Wesen der Träume lehren sollte, vielleicht gestattet sie uns von diesem Winkel aus einen kleinen Einblick in die Natur der dichterischen Produktion. Die wirklichen Träume gelten zwar bereits als zügellose und regelfreie Bildungen, und nun erst die freien Nachbildungen solcher Träume! Aber es gibt viel weniger Freiheit und Willkür im Seelenleben, als wir geneigt sind anzunehmen; vielleicht überhaupt keine. Was wir in der Welt draußen Zufälligkeit heißen, löst sich bekanntermaßen in Gesetze auf; auch was wir im Seelischen Willkür heißen, ruht auf – derzeit erst dunkel geahnten – Gesetzen. Sehen wir also zu!

Es gäbe zwei Wege für diese Untersuchung. Der eine wäre die Vertiefung in einen Spezialfall, in die Traumschöpfungen eines Dichters in einem seiner Werke. Der andere bestünde im Zusammentragen und Gegeneinanderhalten all der Beispiele, die sich in den Werken verschiedener Dichter von der Verwendung der Träume finden lassen. Der zweite Weg scheint der bei weitem trefflichere zu sein, vielleicht der einzig berechtigte, denn er befreit uns sofort von den Schädigungen, die mit der Aufnahme des künstlichen Einheitsbegriffes „der Dichter“ verbunden sind. Diese Einheit zerfällt bei der Untersuchung in die so sehr verschiedenwertigen Dichterindividuen, unter denen wir in einzelnen die tiefsten Kenner des menschlichen Seelenlebens zu verehren gewohnt sind. Dennoch aber werden diese Blätter von einer Untersuchung der ersten Art ausgefüllt sein. Es hatte sich in jenem Kreise von Männern, unter denen die Anregung auftauchte, so gefügt, daß jemand sich besann, in dem Dichtwerke, das zuletzt sein Wohlgefallen erweckt, wären mehrere Träume enthalten gewesen, die ihn gleichsam mit ver- [4] trauten Zügen angeblickt hätten und ihn einluden, die Methode der „Traumdeutung“ an ihnen zu versuchen. Er gestand zu, Stoff und Örtlichkeit der kleinen Dichtung wären wohl an der Entstehung seines Wohlgefallens hauptsächlich beteiligt gewesen, denn die Geschichte spiele auf dem Boden von Pompeji und handle von einem jungen Archäologen, der das Interesse für das Leben gegen das an den Resten der klassischen Vergangenheit hingeben hätte und

nun auf einem merkwürdigen, aber völlig korrekten Umwege ins Leben zurückgebracht werde. Während der Behandlung dieses echt poetischen Stoffes rege sich allerlei Verwandtes und dazu Stimmendes im Leser. Die Dichtung aber sei die kleine Novelle „G r a d i v a“ von W i l h e l m J e n s e n, vom Autor selbst als „pompejanisches Phantasiestück“ bezeichnet.

Und nun müßte ich eigentlich alle meine Leser bitten, dieses Heft aus der Hand zu legen und es für eine ganze Weile durch die 1903 im Buchhandel erschienene „Gradiva“ zu ersetzen, damit ich mich im weiteren auf Bekanntes beziehen kann. Denjenigen aber, welche die „Gradiva“ bereits gelesen haben, will ich den Inhalt der Erzählung durch einen kurzen Auszug ins Gedächtnis zurückrufen, und rechne darauf, daß ihre Erinnerung allen dabei abgestreiften Reiz aus eigenem wiederherstellen wird.

Ein junger Archäologe, N o r b e r t H a n o l d, hat in einer Antikensammlung Roms ein Reliefbild entdeckt, das ihn so ausnehmend angezogen, daß er sehr erfreut gewesen ist, einen vortrefflichen Gipsabguß davon erhalten zu können, den er in seiner Studierstube in einer deutschen Universitätsstadt aufhängen und mit Interesse studieren kann. Das Bild stellt ein reifes junges Mädchen im Schreiten dar, welches ihr reichfaltiges Gewand ein wenig aufgerafft hat, so daß die Füße in den Sandalen sichtbar werden. Der eine Fuß ruht ganz auf dem Boden, der andere hat sich zum Nachfolgen vom Boden abgehoben und berührt ihn nur mit den Zehenspitzen, während Sohle und Ferse sich fast senkrecht emporheben. Der hier dargestellte ungewöhnliche und besonders reizvolle Gang hatte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Künstlers erregt und [5] fesselt nach so viel Jahrhunderten nun den Blick unseres archäologischen Beschauers.

Dies Interesse des Helden der Erzählung für das geschilderte Reliefbild ist die psychologische Grundtatsache unserer Dichtung. Es ist nicht ohne weiteres erklärbar. „Doktor Norbert Hanold, Dozent der Archäologie, fand eigentlich für seine Wissenschaft an dem Relief nichts sonderlich Beachtenswertes.“ (Gradiva p. 3.) „Er wußte sich nicht klarzustellen, was daran seine Aufmerksamkeit erregt habe, nur daß er von etwas angezogen worden und diese Wirkung sich seitdem unverändert forterhalten habe.“ Aber seine Phantasie läßt nicht ab, sich mit dem Bilde zu beschäftigen. Er findet etwas „Heutiges“ darin, als ob der Künstler den Anblick auf der Straße „nach dem Leben“ festgehalten habe. Er verleiht dem im Schreiten dargestellten

Mädchen einen Namen: „Gradiva“, die „Vorschreitende“; er fabuliert, sie sei gewiß die Tochter eines vornehmen Hauses, vielleicht „eines patrizischen Aedilis, der sein Amt im Namen der Ceres ausübte“, und befinde sich auf dem Wege zum Tempel der Göttin. Dann widerstrebt es ihm, ihre ruhige stille Art in das Getriebe einer Großstadt einzufügen, vielmehr erschafft er sich die Überzeugung, daß sie nach Pompeji zu versetzen sei und dort irgendwo auf den wieder ausgegrabenen eigentümlichen Trittsteinen schreite, die bei regnerischem Wetter einen trockenen Übergang von einer Seite der Straße zur anderen ermöglicht und doch auch Durchlaß für Wagenräder gestattet hatten. Ihr Gesichtsschnitt dünkt ihm *g r i e c h i s c h e r* Art, ihre hellenische Abstammung unzweifelhaft; seine ganze Altertumswissenschaft stellt sich allmählich in den Dienst dieser und anderer auf das Urbild des Reliefs bezüglichen Phantasien.

Dann aber drängt sich ihm ein angeblich wissenschaftliches Problem auf, das nach Erledigung verlangt. Es handelt sich für ihn um eine kritische Urteilsabgabe, „ob der Künstler den Vorgang des Ausschreitens bei der Gradiva dem Leben entsprechend wiedergegeben habe“. Er selbst vermag ihn an sich nicht hervorzurufen; bei der Suche nach der „Wirklichkeit“ dieser Gangart gelangt er nun dazu, „zur Aufhellung der Sache selbst Beobachtungen nach dem Leben anzustellen“. (G. p. 9.) **[6]** Das nötigt ihn allerdings zu einem ihm durchaus fremdartigen Tun. „Das weibliche Geschlecht war bisher für ihn nur ein Begriff aus Marmor oder Erzguß gewesen, und er hatte seinen zeitgenössischen Vertreterinnen desselben niemals die geringste Beachtung geschenkt.“ Pflege der Gesellschaft war ihm immer nur als unabweisbare Plage erschienen; junge Damen, mit denen er dort zusammentraf, sah und hörte er so wenig, daß er bei einer nächsten Begegnung grußlos an ihnen vorüberging, was ihn natürlich in kein günstiges Licht bei ihnen brachte. Nun aber nötigte ihn die wissenschaftliche Aufgabe, die er sich gestellt, bei trockener, besonders aber bei nasser Witterung eifrig nach den sichtbar werdenden Füßen der Frauen und Mädchen auf der Straße zu schauen, welche Tätigkeit ihm manchen unmutigen und manchen ermutigenden Blick der so Beobachteten eintrug; „doch kam ihm das eine so wenig zum Verständnis wie das andere“. (G. p. 10.) Als Ergebnis dieser sorgfältigen Studien mußte er finden, daß die Gangart der Gradiva in der Wirklichkeit nicht nachzuweisen war, was ihn mit Bedauern und Verdruß erfüllte.